

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1847) Unterhaltungsblatt

47 (25.6.1847)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 25. Juni 1847.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^{ro.} 47.

Geheimnisse einer Kapelle.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Abende nahm Don Ferdinand seinen Degen und ein Paar Pistolen, gieng allein nach der Kapelle, schloß sich da ein, begab sich in den Beichtstuhl und wachte bis an den Morgen, ohne etwas zu sehen.

Drei weitere Nächte erneuerte der Graf seinen Versuch, ohne zu einem Resultate zu gelangen, so daß er endlich zu glauben anfieng, er habe geträumt.

Die nächste Nacht noch wollte er auf seinem gewöhnlichen Posten verbringen, als ihm seine Mutter sagen ließ, ihre Schwester, Abtissin eines Ursulinerinnenklosters in Catania, sei sehr krank, sie wünsche dieselbe zu besuchen und er möge sie begleiten. Ferdinand stellte sich als gehorsamer Sohn seiner Mutter sogleich zur Verfügung. Sie brachen zur bestimmten Stunde auf und als sie nach Millisi gelangten, sah der Graf einen Mann zu Pferde ihnen entgegen kommen. Er betrachtete denselben aufmerksam, denn er glaubte, den Mann im Mantel zu erkennen; als sie näher an einander kamen, war Ferdinand seiner Sache gewiß.

Tausend Pläne, einer unsinniger als der andere, kreuzten sich augenblicklich in dem Kopfe des jungen Mannes; er wollte gerade auf den Unbekannten zugehen, ihm das Pistol auf die Brust setzen und ihn so zu dem Geständniß zwingen, was er in der Familienkapelle gethan habe; er wollte ihm von weitem folgen und in Belvedere verhaften lassen; er wollte den Abend abwarten, im Galopp zurückreiten und sich von neuem in dem Beichtstuhle verbergen, um den Unbekannten wo möglich zu ergreifen; dann überdachte er das Schwierige oder vielmehr Unmöglichliche dieser verschiedenen Pläne und erkannte, daß sie nicht nur nicht ausführbar wären, sondern daß sie ihm noch überdies jede Hoffnung entzögen, zu seinem Ziele zu gelangen. Unterdeß war der Mann im Mantel vorüber gekommen.

Don Ferdinand, der zurück geblieben war und unbeweglich auf der Straße hielt, als wäre er mit seinem Pferde versteinert, wurde aus seinem Nachdenken durch einen Diener seiner Mutter geweckt, die ihn fragen ließ, warum er bei einer Hitze von 35 Grad mitten auf der Straße Halt mache.

Die Marchesa fand ihre Schwester in Catania um vieles besser. Ferdinand erhielt als Nefse der ehrwürdigen Superiorin Einlaß in das Heiligthum, das sonst allen Personen verschlossen ist. Niemals hatte der junge Graf so viele schwarze Augen und weiße Hände beisammen gesehen, und die Nonnen glaubten, noch niemals einen so schönen jungen Mann erblickt zu haben; es ist deßhalb nicht zu verwundern, daß bald eine lebhaft Unterhaltung — durch die Augen — entstand und die Nachricht von der Abreise des Grafen Trauer im Kloster verbreitete.

In Catania, in dem Kloster seiner Tante, unter all' den heiligen Augen, den schönsten in der Welt, würde Don Ferdinand wahrscheinlich das Geheimniß der Kapelle bald vergessen haben; sobald er aber wieder nach Syracus gekommen war, dachte er an nichts anders mehr und nahm von neuem seine Wohnung in dem Schlosse Belvedere.

Der Mann im Mantel hatte sich wieder gezeigt und der Gärtner, von dem jungen Grafen beauftragt, sich bemühet, mehr von demselben zu erfahren. Von dem Namen des Mannes wußte man durchaus nichts; man erkannte in ihm aber eine sehr wohlthätige Person, die bei ihrem Aufenthalte in Belvedere jedesmal reichlich Almosen gebe. Der Unbekannte hielt sich gewöhnlich bei einem Bauer mit Namen Rizzo auf. Der Gärtner war zu diesem gegangen und hatte die ganze Familie ausgefragt, ohne etwas anderes zu erfahren, als daß der Mann nur zu ihnen komme, um sich nach den ärmsten Bewohnern des Ortes zu erkundigen. Oft hatte er ihnen auch aufgetragen, Lebensmittel aller Art einzukaufen, die er sodann selbst unter die Bedürftigsten vertheilte. Einige Male war er von einem Knaben in einem langen Mantel begleitet gewesen, der immer sehr betrübt ausgesehen hatte. Die Bauern wollten bemerkt haben, dieser Knabe sei ein Mädchen und hatten den Mann deßhalb geneckt, aber der Unbekannte hatte den Scherz übel aufgenommen und in einem Tone, der keine Entgegnung zuließ, geantwortet, der Jüngling, welcher ihn begleite, sei für die Kirche bestimmt, könne sich aber nicht an den Aufenthalt in dem Seminar gewöhnen, weshalb er von Zeit zu Zeit kleine Reisen mit ihm mache, um ihn etwas zu zerstreuen.

Alles dieß reizte natürlich die Neugierde des jungen Grafen noch mehr und in der nächsten Nacht war er wieder auf seinem Posten, aber weder in dieser noch in der folgenden sah er den erscheinen, welchen er erwartete. In der dritten Nacht endlich hörte er die Thüre öffnen und wieder verschließen; einen Augenblick später leuchtete eine Laterne, als wäre sie in der Kirche selbst angezündet worden; diese Laterne näherte sich wie das erste Mal dem Beichtstuhle und Don Ferdinand erkannte den Mann im Mantel. Dieser gieng gerade nach dem Altare zu, hob den Stein auf, welcher die letzte Stufe vor demselben bildete, nahm etwas hervor, was der junge Graf nicht zu erkennen vermochte, trat dann an die Wand, schien einen Schlüssel in ein Schloß zu stecken, öffnete eine verborgene Thür zwischen zwei Pfeilern, schloß dieselbe hinter sich wieder zu und verschwand.

Diesmal war Don Ferdinand völlig wach und er träumte also sicherlich nicht. Er dachte nun über sein Verhalten nach. Wäre es heller Tag, wären Zeugen seines Muthes zugegen gewesen, hätte ihn der Stolz angetrieben, so würde er den Mann am Ausgange erwartet und, mit dem Degen in der Hand, Aufklärung des Geheimnisses von ihm verlangt haben. Aber er war allein, es war Nacht und der junge Graf hörte deßhalb auf die Stimme der Vorsicht und Klugheit.

Der Unbekannte war vor dem Altare niedergekniet, hatte einen Stein emporgehoben und unter demselben etwas hervorgekommen, was ein Schlüssel seyn mußte, da er damit eine Thüre öffnete. Ohne Zweifel legte der Unbekannte bei dem Fortgehen den Schlüssel wieder an seinen Ort und entfernte sich von neuem auf sieben oder acht Tage. Ferdinand konnte also nichts Besseres thun als warten, bis der Mann sich entfernt haben würde, dann den Schlüssel nehmen, die Thüre ebenfalls öffnen und in das unterirdische Gewölbe hinuntergehen.

Er wartete beinahe zwei Stunden, ohne Jemanden erscheinen zu sehen. Es schlug vier Uhr früh, als endlich die Thüre sich wieder öffnete; der Mann im Mantel trat mit der Laterne heraus, gieng wieder an den Altar, hob den Stein auf, legte den Schlüssel darunter, schritt wiederum dicht an Ferdinand vorbei, blies die Laterne aus, verließ die Kapelle, schloß die Thüre hinter sich zu und ließ den jungen Grafen allein.

Die ersten Strahlen des Lichtes fielen endlich durch die gemalten Fensterscheiben der Kapelle; Don Ferdinand trat aus dem Beichtstuhle heraus an den Altar und hob den Stein auf, aber anfangs sah er nichts was dem gleich, das er suchte. In einer Vertiefung endlich bemerkte er ein hölzernes Knöpfchen und als er an demselben zog, fiel ihm ein kleiner runder Schlüssel, ähnlich dem eines Pianos, in die Hand. Er untersuchte ihn sorgfältig, legte den Stein wieder nieder, gieng sodann an die Mauer und entdeckte dort endlich an der Ecke einer Säule ein kleines rundes Loch, das im Schatten fast unsichtbar war. Er steckte sofort den Schlüssel hinein und die Thüre gieng mit einer bei ihrer Schwere bewundernswürdigen Leichtigkeit auf; dahinter erblickte er einen dunkeln Gang, aus welchem ihn eine feuchte kalte Luft anwehte. Alles war todtenstill.

Don Ferdinand blieb stehen. Es würde zu unvorsichtig gewesen seyn, sich so in dieses Gewölbe hinein zu wagen; es konnte eine Fallthüre irgendwo versteckt seyn und ihn für seine Neugierde empfindlich strafen. Zufrieden mit dem Anfange seiner Entdeckung, schloß er die Thüre wieder zu und kehrte mit dem Vorsatze in das Schloß zurück, in der folgenden Nacht sich mit einer Laterne zu versehen und seine Nachforschung bis ans Ende zu treiben.

Don Ferdinand verbrachte den ganzen Tag in einer leicht begreiflichen fieberhaften Unruhe; zwanzig Mal ließ er den Gärtner kommen und fragte ihn und jedesmal wiederholte ihm dieser, was er ihm schon oft gesagt hatte, setzte jedoch hinzu, daß der Mann im Mantel am Tage vorher im Dorfe gesehen worden sei.

Um zehn Uhr verließ Ferdinand das Schloß mit einer Blendlaterne, einem Paar Pistolen und einem Degen. Er gelangte in die Kapelle hinein, ohne Jemanden auf dem Wege zu begegnen, hob den Stein auf, fand den Schlüssel an seiner Stelle, öffnete die Thüre und sah den finstern Gang. Da er eine Laterne hatte, so wagte er sich diesmal muthig hinein. Kaum aber hatte er zwanzig Schritte gethan, als er an Stufen und unten an den Stufen an eine verschlossene Thüre kam, zu der er keinen Schlüssel hatte. Unwillig über dieses unerwartete Hinderniß rüttelte er an der Thüre, um zu sehen, ob sie sich nicht öffne. Aber sie blieb fest und unbeweglich und der junge Graf sah ein, daß er ohne Feile und Zange das Schloß nicht werde öffnen können. Einen Augenblick hatte er die Absicht zu rufen, aber ein unwillkürlicher Schauer hielt ihn davon zurück.

Er gieng also langsam aus dem Corridor wieder heraus, schloß die Thüre hinter sich zu, legte den Schlüssel an die gewöhnliche Stelle und begab sich nach dem Schlosse, um sich mit einer Feile und einer Zange zu versehen.

Unterwegs begegnete er einem Manne, den er im Dunkel nicht erkannte und der ihm übrigens auch absichtlich auswich.

Ferdinand setzte seinen Weg fort, ohne über dieses Zusammentreffen weiter nachzudenken. Im Schlosse fand er nur eine Zange, keine Feile, er begnügte sich indeß mit diesem einfachen Werkzeuge und kehrte nach der Kapelle zurück. Alles schien dort in demselben Stande zu seyn, in welchem er es verlassen hatte. Die Kapellthüre war verschlossen. Er öffnete sie, trat hinein und hob den Stein vor dem Altare

auf, fand aber keinen Schlüssel. Ohne Zweifel war der Unbekannte in seiner Abwesenheit erschienen und befand sich eben in dem unterirdischen Gange.

Diesmal war Don Ferdinand fest entschlossen, vor nichts zurückzuweichen; er untersuchte seine Pistolen, überzeugte sich, daß sein Degen leicht aus der Scheide herausgieng und trat an die Mauer, um zu horchen, ob er nicht irgend ein Geräusch höre; in demselben Augenblicke aber, als er das Ohr an das Schlüsselloch halten wollte, wurde die Thüre geöffnet und Don Ferdinand stand dem Manne im Mantel gegenüber.

Beide prallten unwillkürlich einen Schritt zurück und beleuchteten einander mit der Laterne. Der Mann im Mantel sah, daß sein Gegner fast noch ein Knabe war, und um seine Lippen zuckte ein spöttisches Lächeln. Don Ferdinand sah dieses Lächeln, errieth die Ursache und nahm sich vor, dem Unbekannten zu beweisen, daß er wohl ein Mann sei.

Es trat eine augenblickliche Stille ein, während Beide die Degen zogen, denn auch der Unbekannte trug einen Degen unter dem Mantel. Pistolen dagegen hatte er nicht.

„Wer sind Sie?“ fragte Don Ferdinand gebieterisch; indem er zuerst das Schweigen brach, „und was suchen Sie zu dieser Stunde in der Kapelle hier?“

— „Was wollen Sie selbst hier, mein kleiner Herr?“

antwortete spottend der Unbekannte, und wer sind Sie, daß Sie in solchem Tone mit mir sprechen?“

„Ich bin Don Ferdinand, Sohn des Marchese von San Florido, und diese Kapelle gehört meiner Familie.“

— „Don Ferdinand, Sohn des Marchese von San Florido?“ wiederholte der Unbekannte mit Verwunderung. „Und wie kommen Sie zu dieser Stunde hierher?“

„Sie vergessen, daß das Fragen mir zukommt. Warum sind Sie hier?“

— „Dies, mein junger Herr,“ entgegnete der Unbekannte, indem er aus dem Gange heraustrat, die Thüre zuschloß und den Schlüssel in seine Tasche steckte, „dies ist ein Geheimniß, welches ich mit Ihrer Erlaubniß für mich allein behalten werde, da es nur mich angeht.“

„Alles, was auf meinen Besitzungen geschieht, geht mich an, Herr,“ antwortete der junge Graf; „das Geheimniß oder das Leben!“

Bei diesen Worten hielt er die Spitze seines Degens an das Gesicht des Unbekannten, der die Waffe mit der seinigen schnell bei Seite drängte.

„Ah, ah,“ fuhr der junge Graf fort, der, so schnell auch die Bewegung gewesen, an der ungewöhnlichen Art der Parade erkannt hatte, daß der Gegner in der Fehchkunst ganz unerfahren sei; „Sie sind kein Edelmann, mein Lieber, da Sie den Degen nicht zu handhaben verstehen; Sie sind ein Bürgerlicher, das giebt der Sache eine andere Wendung. Das Geheimniß also, oder ich lasse Sie hängen!“

Der Mann im Mantel murmelte etwas im Zorne vor sich hin, doch blieb er, als er einen Schritt gethan hatte, um sich auf den jungen Mann zu stürzen, plötzlich wieder stehen und hielt an sich.

„Sehen Sie,“ sagte er sodann mit ziemlicher Kaltblütigkeit, „sehen Sie, Herr Graf, ich möchte Sie wohl schonen des Namens wegen, den Sie führen, aber ich werde es nicht länger im Stande seyn, wenn Sie darauf bestehen zu erfahren, was mich hierher geführt. Entfernen Sie sich augenblicklich, vergessen Sie, was Sie gesehen haben, stellen Sie Ihre Besuche in der Kapelle ein und schwören Sie mir auf diesem Altare, Niemanden zu sagen, daß Sie mich hier gesehen haben. Die San Florido sind, ich weiß es, Männer von Ehre und Sie werden Ihren Schwur halten. Unter dieser Bedingung schenke ich Ihnen das Leben.“

Die Reihe, in Horn zu gerathen, kam nun an den Grafen.

„Glender!“ rief er, „Du drohest, da Du zittern solltest! Du fragst und solltest antworten. Wer bist Du? Was thust Du hier? Wohin führt diese Thüre? Antworte, oder Du bist verloren.“

Und der Graf setzte dem Unbekannten die Spitze seines Degens auf die Brust. Diesmal begnügte sich der Mann im Mantel nicht damit bloß, den Stoß zu pariren, er stieß vielmehr seiner Seite nach, indem er seine Laterne wegwarf, um sich so viel als möglich den Stößen seines Gegners zu entziehen, aber Don Ferdinand beleuchtete ihn mit seiner Laterne und es entstand ein schrecklicher Kampf zwischen der Kraft auf der einen und der Geschicklichkeit auf der andern Seite. Der Gefahr gegenüber hatte Ferdinand seinen ganzen Muth wiedergefunden; einige Secunden lang begnügte er sich, mit eben so viel Gewandtheit als Kaltblütigkeit die plumpen Stöße seines Gegners zu pariren; dann griff er ihn seiner Seite mit seiner überlegenen Fechtkunst an, zwang ihn zum Zurückweichen, trieb ihn so bis an eine Säule und führte endlich einen so kräftigen Stoß gegen die Brust, daß der Degen nicht bloß durch den Körper des Unbekannten durchdrang, sondern sich noch an der Säule abstumpfte. Als bald trat er dann einen Schritt zurück, zog den Degen an sich und deckte sich wieder.

Es folgte von neuem ein Augenblick der tiefsten Stille, in welcher Ferdinand, indem er den Unbekannten mit der Laterne beleuchtete, sah, daß sein Gegner die linke Hand auf die Brust legte, während die Rechte, die keine Kraft mehr hatte, langsam die Waffe sinken ließ. Endlich sank der Verwundete selbst zusammen, fiel auf seine Knie und sagte: „Ich sterbe!“
(Fortsetzung folgt.)

* Schwere Arbeiten und weibliche Körperkraft.

„Sag immer, daß es nicht so sei;
Wer tadeln will, — ich sag' es frei:
Mir gilt das einerlei.“

Schon vor zwölf Jahren berechnete und behauptete Villeneuve Bargemont in seiner *économie politique*, daß unter 239 Millionen europäischer Einwohner mindestens 12 1/2 Millionen Arme, und unter diesen mehr als eine Million Bettler seien. In Preußen leben nicht weniger als 276,000 arme Familien, und nach neuern Angaben sind in den Staaten Europas — mit Ausnahme von Rußland, Griechenland und der Türkei — eben so viele ganz Arme und Bettler, als Preußen Einwohner zählt, nämlich über 15 Millionen. Die Zahl der Menschen, deren ganzes Kapital in ihrer Gesundheit, Arbeitslust und Arbeitskraft besteht, ist bei weitem die größere, und ziemlich sorgfältige statistische Berechnungen erweisen, daß schon vor sechs Jahren mindestens 7/10 der ganzen Bevölkerung von Deutschland in diese Klasse gehörten. Im Nord-Departement von Frankreich sind unter 200,000 Einwohnern 50,000 Arme. In Holland werden bei einer Bevölkerung von 2 1/2 Millionen an 280,000 Menschen öffentliche Almosen gereicht. In Großbritannien ist die Armentare in 100 Jahren von 730,000 Pfd. Stel. auf 7 Millionen Pfund gestiegen. Lassen wir hierbei nicht unberücksichtigt, daß sich die Bevölkerung in Europa in dem einzigen Jahrzehend von 1830 bis 1840 um mehr als zwölf Millionen vermehrt hat, so müßte unsere Gegenwart — diese Zeit der Noth, Theuerung und Klage — gänzlich verblendet seyn, wenn sie bei so auffallenden beängstigenden Erscheinungen, wie die so eben aufgezählten sind, gleichgiltig seyn könnte

und nicht allen ihr zu Gebot stehenden Kräften zur Bekämpfung der wachsenden Bogen des Uebels ausbieten würde. Denn wenn auf den Punkt hingearbeitet würde, daß eben so viel verzehrt als producirt, und am Ende gar kein Ueberschuß mehr für höhere Zwecke erübrigt wird, und wenn der Mensch sich vermehrt wie anderes Ungeziefer, dann hätte es keinen Werth mehr auf Erden zu leben.

Diese Betrachtungen dürften zur Genüge beweisen, daß es namentlich in den jezigen Tagen, wo unsere Regierung mit aller irgend möglichen Sorgfalt jedes Mittel versucht, der Noth zu begegnen und die Klagen zu stillen, sich sehr wohl der Mühe lohnt, Alles in's Auge zu fassen, was in dieser Beziehung von einigem Werth seyn kann. Darum dürfte wohl auch eine kurze Prüfung der schon da und dort laut gewordenen Bedenklichkeit am Plaze seyn, ob bei den vielseitig und zum allgemeinen Besten begonnenen Straßen- und Eisenbahnbauten, ob bei solchen schweren Arbeiten auch weibliche Körperkraft angewendet werden könne oder überhaupt angewendet werden soll oder nicht.

Nur ganz einseitige oder karg finanzielle Ansichten könnten einem Scrupel oder Bedenken machen, die aufgestellte Frage zu bejahen. Wie vielen Antheil an den industriellen Productionen Englands nehmen nicht sogar Kinder? In den englischen Spinnereien arbeiteten im Jahr 1835 nicht weniger als 20,558 Kinder von 8 bis 12 Jahren, 35,876 zwischen 12 und 13, und endlich 108,208 zwischen 13 und 18 Jahren. Man wird mir hiebei freilich einwenden, daß dieses keine Straßenarbeiten, sondern leichte mechanische Arbeiten seien, wobei sich selbst Kinder ganz wohl befinden können. Man kann es aber nicht in Abrede stellen, daß auch diese Arbeiten, daß diese einsörmig mechanische Beschäftigung, die während 12 vollen Stunden nur sehr kurze Unterbrechungen erlaubt, den Leib und den Geist der Jugend außerordentlich in Anspruch zu nehmen geeignet sind. Wenn aber schon Kinder solchen Anstrengungen trozen in dumpfer Fabrikluft und bei äußerst magerer Kost, warum sollte nicht die Kraft des erwachsenen weiblichen Körpers sich der Anstrengung bei unsern Straßen- und Eisenbahnbauten ohne Nachtheil des Bauwesens und ohne Hemmung desselben zu unterziehen wagen? Man höre freilich schon da und dort auch über männlich stark aussehende Arbeiter — aus unsern Städten und Dörfern — Klagen, indem man glauben muß, daß sie ihrem Aussehen nach mehr leisten sollten; hiebei muß man denn aber doch in Anschlag bringen, daß diese Leute dieser Arbeit oft noch ungewohnt sind, und namentlich dürfte es Rücksicht verdienen, daß ihre Körperkraft bei der oft mehr als unnahrhaften Kost, zu deren Genuß sie schon seit längerer Zeit die Noth zwang, nicht wenig geschwächt wurde, wenn auch das Aussehen nicht gerade hierauf schließen läßt.

(Schluß folgt.)

Aus einem philosophisch-humoristisch-satirischen Lexikon.

(Fortsetzung.)

Nacht. Man sagt, die Nacht sei Niemand's Freund — und doch ist sie die beste Freundin der Verliebten — und — der Diebe.

Nachtwächter sind oft nur da, um durch ihr Geschrei die Diebe zu warnen, daß sie sich verstecken, bis sie in einer andern Straße oder wieder im Wirthshause sind.

Nadel. Sind nebst den Nägeln die Waffen der Frauenzimmer — und die Hauptpfeiler ihres Haarbaus. Unsere Damen müssen eine völlige Gewehrhammer von Nadeln

haben, weil sie sich im Ehekontrakt einige hunderte Gulden bloß für Nadelgeld jährlich verschreiben lassen.

Nagel. Man hängt oft einen Freund an den Nagel, wenn man ihn nicht mehr gebraucht, wie überhaupt der Mensch vielerlei Dinge an den Nagel hängt und sie am Ende wiederholt. Nur eines hängt der Mensch zuweilen an den Nagel, was er nicht wieder herabnimmt — sich selbst. Die ganze Kunst im menschlichen Leben besteht darin, die Sachen zu rechter Zeit an den Nagel zu hängen, d. h. die rechten Sachen zur Zeit an den Nagel zu hängen und sie zur rechten Zeit wieder herunter zu nehmen. Manches Helms Lorbeer wäre nicht zerfallen, hätte er sein Schwert zur rechten Zeit an den Nagel gehängt, und mancher Kaufmann wäre nicht fallirt, hätte er seine Speculationen zur rechten Zeit an den Nagel gehangen. Darum: die Sachen zur rechten Zeit an den Nagel hängen und zur rechten Zeit wieder herunter nehmen, das heißt man: „den Nagel auf den Kopf treffen;“ wer dies verkehrt thut, der trifft den Kopf auf den Nagel und bleibt all' sein Lebenlang vernagelt. (Saphir.)

Narren sind Uhren, die nicht mit der Zeit fortgehen, daher werden sie auch oft von Klügern aufgezo-gen. (Saphir.) — Narren haben oft vernünftige Gedanken, sprechen sie aber närrisch aus. (A. Rodnagel.) — Ein gefühlvoller Narr ist mehr werth, als ein eiskalter Klügler. (v. Kosebue.) — Narren richten in der Welt mehr Schaden an, als Bösewichter. Ein schlechter Mensch hat gewöhnlich Verstand, und verläumdet nur dann, wenn er einen Zweck dadurch zu erreichen hofft, ein Narr hingegen schwätzt unaufhörlich, und gleicht der Sägemühle, die einmal getrieben, bewußtlos Alles zermalmt, was man ihr unterschiebt. Darum geh' einem schlechten Menschen aus dem Wege; aber vor einem Narren verstecke dich. (v. Kosebue.) Viele Menschen schätzen Niemand eher hoch und halten Niemand eher für ein Genie, bis er in hundert Bogen bewiesen hat, daß er ein Narr ist. (C. G. v. Kleist.)

Nächster. So heißt derzeit oft der, von dem ein Menschenkind zunächst erwirbt, zu genießen oder zu hoffen hat. Der Einzelne fühlt nur sich selbst und sucht durch Andere nur eigne Zwecke. Darum hat auch die Liebe des Menschen zum Menschen aufgehört und die Geseze der Selbstsucht sind Entzweiung und Gewaltthat. — Mich soll ich lieben und, wie mich selber, auch den Andern. — Aber die Weisheit der Jugend unseres Geschlechtes verstummt vor dem Geräusch zerrissener Zeiten.

Nein. Ist das Lieblingswort der Weiber, so oft der Mann ja sagt. Mönche und junge Mädchen sagen nie nein; wenn die ersten zu einem Schmaus eingeladen werden, und den letztern ein hübscher Mann angetragen wird.

Neze. Die Mädchen fangen so viele Herzen in ihre Nezen, und können oft nicht eines behalten.

Noth ist der härteste Arzt. Gegen das Kopswel, das sie selbst bereitet, zwingt sie auch zugleich die Leidenden, die Hunger- und Wasserkur zu gebrauchen. — Die Noth der Welt sind lange Predigten, die beiden Pole: häßliche Gesichtser, die Complimente; die Spieler und die Welt-Dummheit. (Jean Paul.)

Nothlügen sind erlaubt, das wissen wir vom Himmel. Er hat dem Menschen zu seinem Elend auch tröstende Nothlügen gegeben: die Träume! Jeder Traum ist eine Nothlüge des Schicksals für die Menschen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

X Langes Fasten der Thiere. Englische Zoologen be- weisen in sehr gelehrten Abhandlungen, daß das Krokodil zwei Monate, ein Scorpion drei, der Bär (?) sechs, und das Chamäleon acht Monate ohne Nahrung leben kann. Von allen Thieren kann aber die Biper am längsten den Hunger ertragen, indem sie zehn Monate ohne Nahrung leben kann.

Naritätenkästlein.

○ Zu keiner Zeit hat man so wenig geglaubt, wie in der jezigen, und doch gab es noch nie so viele Gläubiger als eben jetzt. — Zu keiner Zeit konnte man so schnell von einem Orte zum andern kommen, als in der jezigen, und doch schreitet die Welt so langsam vorwärts. — Zu keiner Zeit gingen so viele Menschen durch, wie in der jezigen, und doch können so wenige fortkommen. — Zu keiner Zeit gab es so viele schwerfällige Stücke, wie in der jezigen, und doch fiel auch nie so leicht ein's durch, wie eben jetzt.

○ Ein triftiger Grund gegen das Almosengeben. Ein vornehmer Herr ging mit zwei Damen spazieren. Ein Greis bat um ein Almosen, die Damen hatten wie gewöhnlich kein Geld und baten den Herrn, welcher den Kopf weggewendet und nicht hören zu wollen schien, um etwas Geld für den armen Mann. „Ich gebe niemals Almosen,“ sprach dieser, „ich bin ein viel zu guter Christ, um die Vorschriften unserer Religion zu übertreten.“ — „Wie?“ frug die eine der Damen, „wo hätte Christus das verboten?“ — „Nun,“ erwiderte der Herr, „steht nicht in der Bibel: Thue deinem Nächsten nicht, was du nicht willst, das dir geschähe? — nun möchte ich nicht gerne Almosen empfangen, also — „das ist triftig,“ sprach die Dame.

○ Vor einiger Zeit kamen einige tausend Mann auf ihrem Marsche durch eine Stadt, wo sie einige Stunden rasteten. Ein hier garnisonirender lustiger Kamerad forderte einen der Gelagerten auf, mit ihm zu trinken, was dieser aber verweigerte: „Wir haben heute noch zwei Meilen zu marschiren.“ — „Zwei Meilen!“ versetzte der Andere, „was ist denn das für so Viele!“

Bilder ohne Text.

Aufrichtigkeit.

